

Literaturbericht

Parga. Prag 1907. Druck und Verlag von Heinrich Mercy Sohn.
Geschenk des Verfassers.

Wer seine Blicke auf die vorliegenden, reichillustrierten Foliobände größten Formates wirft und gewahr wird, daß es sich um ein am Jonischen Meere gelegenes Gebiet handelt, der wird wohl keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß niemand anderer der Autor dieses Monumentalwerkes sein kann als der durchlauchtige Erforscher des Mittelmeeres. Und in der Tat ist es Erzherzog Ludwig Salvator, der, nachdem er uns in den letzten Jahren mit den kostbaren Monographien über Ithaka und Zante beschenkt hatte, uns diesmal an das Vorgebirge von Parga an der langgestreckten albanesischen Küste und nach der Stadt gleichen Namens begleitet, um uns die Schönheiten dieses entlegenen Erdenwinkels zu zeigen. — Der erlauchte Prinz, welcher erst kürzlich sein sechzigstes Geburtsfest begangen und hiezu auch die ehrerbietigsten Glückwünsche der K. K. Geographischen Gesellschaft durch das Präsidium empfangen hat, ist nicht nur ein fördernder Mäcen der Kunst, er ist auch, wie wir dies reichlich zu erfahren Gelegenheit hatten, gleich geschätzt als gewiegter Schriftsteller wie als schaffender Künstler; denn er zeichnet alle interessanten Punkte, alle landschaftlich hervorragenden Szenerien selbst mit der Feder. Er besitzt einen tiefen Kennerblick, er erschaut die Landschaft mit fein empfundenem Auge und versteht es, das Wertvolle festzuhalten.

Auch der vorliegende Band I, welcher die Beschreibung Pargas enthält, gibt Zeugnis von seiner künstlerischen Veranlagung und von seiner außerordentlichen Gründlichkeit. Man muß diesen rastlosen Fleiß, diese lange, mühevolle Arbeit, diese Freude an der Schilderung der empfangenen Eindrücke, des Gesehenen und Erlauschten, wahrhaft bewundern. Es drängt den hohen Autor förmlich dazu, den Schönheiten, die er gesehen, mit der Feder und dem Worte beizukommen und sie zu preisen. Dadurch wird seine Darstellung über das Niveau einer trockenen Beschreibung gehoben und von einem poetischen Hauch umweht.

Wie wenig weiß selbst der Gebildete von Parga! Bestenfalls weiß der Reisende, der sich für Fahrten im Mittelmeere interessiert, daß Parga eine Station des Österreichischen Lloyd auf seiner dalmatinisch-albanesischen Linie ist. Allerdings klang der Name Parga nicht immer so fremd. Als im Anfange des 19. Jahrhunderts die Pforte auf Grund des mit Rußland ge-

troffenen Übereinkommens daran ging, von den ehemals venezianischen Besitzungen in Epirus im Vereine mit den Jonischen Inseln und Parga Besitz zu ergreifen, da lenkte sich die Aufmerksamkeit Europas auch auf das kleine Parga, dessen heldenmütige Bewohner schließlich lieber ihre Heimat verließen und in die Fremde zogen, als unter die türkische Herrschaft zu gelangen. Der hohe Autor nennt diesen Schritt der Parginer „ein vereinzelt vornehmes Beispiel in der neueren Geschichte“ und bezeichnet Parga als „eine Fackel des freien Hellenentums, welche in der Hoffnung, andere zu befreien, in sich selbst erlosch“. — Später erlahmte das Interesse an diesem Gestade und nur hie und da haben Schriftsteller in ihren Abhandlungen über Griechenland und Epirus auch Parga gestreift, während die Schriften einiger einheimischer Forscher weiteren Kreisen verschlossen blieben. Erst das vorliegende Werk macht uns mit den Schönheiten Pargas bekannt und bietet uns eine selbst die kleinsten Details nicht verschmähende Schilderung dieses reizenden Gestades. Da gibt es keinen Ort, keine Kirche, kein Kastell, keine Höhe, ja keine Quelle, die der Beobachtung des Verfassers entgangen wäre und nicht ihre Würdigung fand. — Wenn das nach Patras dampfende Schiff das reizende Korfu verlassen hat, so erreicht dasselbe in $2\frac{1}{2}$ —3 Stunden das offene Jonische Meer; die kleinen Felseninseln Paxos und Antipaxos kommen in Sicht, während man am Festlande eine kleine Stadt bemerkt. Diese Stadt, gleichweit von Korfu wie von Levkas (S. Maura) entfernt, ist Parga. Wenn man sich der Stadt vom offenen Meere aus nähert, erscheint als dominierendes Merkmal das hohe Gebirge von Ayá mit dem darauf wie ein Adlernest thronenden Schlosse, von dem man eine herrliche Aussicht genießen und an heiteren Tagen selbst das edle Massiv des Pantokrator auf Korfu erblicken soll. Die peninsulare Lage der Stadt oder richtiger gesagt der Zitadelle tritt am meisten von dem Strande von Valto hervor. Den natürlichen Hafendamm der südlichen Einbuchtung von Parga bilden vorgelagerte Inseln, insbesondere die der Panaya und jene des Kastro, welche man aus den Häusern der Marina, die den kleineren Landungsmolo beherrschen, am klarsten vor sich sieht. Ruhig schlummern die Boote im Schutze dieser Inseln an windstillen Tagen; aber wenn das Meer grollt und seine schweren Wogen in die Bucht hineinwirft und der Bug bei jeder neuen Welle tief in dieselbe hineintaucht, müssen sie anderswo Schutz suchen. Zwischen dem Hafen von Murto und jenen von Prevesa bietet jedoch bloß der drei Meilen südlich von Parga gelegene Porto San Giovanni einen sicheren Ankerplatz für kleinere Fahrzeuge. — Die Lage von Parga soll entzückend sein. Von hohen Bergen beherrscht, von zwei goldfarbigen Strandufern begrenzt, von einer üppigen Baumvegetation umrahmt, die weit hinauf auf die umliegenden Anhöhen reicht, bietet die Stadt einen unendlich freundlichen Anblick. Ob man sich derselben von Norden oder von Süden nähert, man wird überall von der Schönheit der Lage überrascht. „Die klassische Schönheit der Hauptumrisse, der Gebirgslandschaften und der Fernsichten — sagt der Verfasser — die Wildheit der Uferszenerie, die malerische Felsenformation, die reizende Gestalt der kleineren vorgelagerten Inseln — selten werden sich an einer Stelle in gleichem Maße so viele Bilder vereinigt finden, so daß man Parga mit Recht als ein Paradies für den Dichter und für den Landschaftsmaler nennen kann!“

Aber nicht nur die Schönheiten dieses bevorzugten Gebietes werden uns eingehend geschildert; wir werden auch über die klimatischen, meteorologischen und geologischen Verhältnisse ebenso genau unterrichtet, wie über die Religion, über die Sitten, Gebräuche und Sprache seiner Bewohner. Zur Charakteristik der gesunden Denkkungsart derselben werden uns auch Proben ihrer Poesie und Sprüche vorgeführt. Von letzteren mögen hier einige folgen: Man muß viel Brot essen, bevor man eine Person kennt; — Fürchte nicht den Dieb, wenn Deine Tasche leer ist; — Besser ist es, ein Sklave der Arbeit, als ein Sklave der Menschen zu sein; — Das einzige Geheimnis, das die Frau bewahrt, ist ihr Alter; — Die Weisheit des Weibes besteht nur aus seinen Thränen. — Das ehemalige Territorium von Parga maß sechs Meilen in seiner größten Länge, drei in seiner Breite und kaum vierzehn in seinem Umkreise. Das Klima ist zufolge des großen Schutzes vor den kalten Landwinden, welche die landeinwärts gelegenen Höhen gewähren, noch milder als jenes in Korfu. Die Sommertemperatur erreicht kaum 32° Celsius und im Winter sinkt sie nur ab und zu, und zwar nur nachts unter 0°. Auch Schnee fällt nur selten und wird an den unteren Hängen vom Seehauche bald geschmolzen. — Eine wahre Geißel für Parga ist der Hagel, der am meisten in den Monaten Dezember bis März fällt und an den Obstgärten bedeutenden Schaden anrichtet. — Nebel kommen in Parga nicht oft vor, dagegen häufig Stürme im Winter. — Das Gebiet von Parga ist, wie bemerkt, sehr gebirgig. Der höchste Berg ist der Kranic, welcher hinter Paleoparga liegt und eine herrliche Fernsicht bieten soll. Andere bedeutende Höhen sind der Bezevolu und der Paleoparga im Norden, dann der Ayá Elen im Osten und der Charteri im Westen. — Sehr zahlreich und ausgiebig sind auf Parga die Quellen; fast jede stärkere Faltung des Bodens birgt eine solche. Bei vielen wachsen größere Platanen, deren lichtgrüner Dom schon von weitem das Vorhandensein des Wassers anzeigt. Diese Platanen sind an heißen Tagen eine wahre Wohltat für die Quellen. Sie scheinen die Kühle derselben aufzusaugen und zu verbreiten. Sie werden sozusagen zum schützenden Geiste der Quellen. Das frische Grün, das dieselben schaffen, erstreckt sich ein großes Stück unterhalb derselben und da wetteifern dann die Orangen-, Zitronen- und andere Fruchtbäume an Pracht. — Über die geologischen Verhältnisse Pargas berichtet der hohe Verfasser: „Die Hauptmasse des Gebirges besteht aus dichtem, hellgelblich-weißem Kalkstein, der wahrscheinlich der Kreideformation angehört. Zur gleichen Ablagerung dürften die Knollen und Scherben von lichtgrauem, dichtem Hornstein gehören, der sich zwischen denselben eingeschoben findet. Sehr vorherrschend, namentlich in den gegen das Meer vorspringenden Abhängen sind nicht sehr große Breccien und Konglomerate. Es sind Bruchstücke des vorerwähnten dichten, hellen Kreidekalkes und solche von Hornstein, welche durch ein kalkiges Bindemittel verbunden werden. Diese Konglomerate gehören dem Tertiär an. Ob der Unterschied des Zementes, welcher bei manchen zerreiblich locker, bei anderen fester und kristallinischer erscheint, als alter Unterschied zu deuten sei, läßt sich, da Fossilien fehlen, schwer entscheiden.“

Das fruchtbarste Tal Pargas ist das Valtotal, wo auch die meisten Quellen vorkommen. Es ist eine Freude, sagt der Autor, in den Orangengärten zu wandeln in den Tagen des Spätherbstes, dieses „Früh-

jahres des Winters“ und die herrlichen Düfte einzuatmen. — Die Gesamtbevölkerung Pargas beläuft sich einschließlich des Gebietes von Ayá und Rapeza auf zirka 4340 Seelen. Von diesen sind ungefähr 2922 Grecoepiroten und 1418 Muselmänner. Der Schlag der Parginier ist schlank und schön, der Ursprung, die Sitten, der Glaube der Bewohner Pargas war griechisch und sie behielten auch die griechische Sprache als Umgangssprache. Die jetzigen Bewohner Pargas sind ein Gemisch von griechischem und albanesischem Blute, in welchem jedoch das erstere Element vortritt. Die nahen Beziehungen zwischen Christen und Muselmanen haben so manche Härte abgeschliffen. Selbst unter den Frauen ist im Laufe der Zeit eine Annäherung eingetreten und vielfach besuchen jetzt türkische Frauen ihre christlichen Nachbarinnen. — Die christlichen Bewohner sind alle griechischen Glaubens. Der größte Teil der Bevölkerung obliegt dem Ackerbau; nur ein kleiner Bruchteil besteht aus Seelenten und Fischern. — Wie der Verfasser versichert, soll seit Menschengedenken kein Mord in Parga verübt worden sein; auch Totschlag kommt nur selten vor. — Im Territorium von Parga sollen 52 Kirchen vorhanden gewesen sein, aber die meisten entbehrten eines eigentlichen Schmuckes. Die auswärts gelegenen waren fast turmartig erbaut und dienten auch als Zufluchts- und Verteidigungsstätten. Die im Innern der Stadt gelegenen Kirchen gehörten zumeist eigenen Familien. Von diesen letzteren sind noch einige erhalten; allein das Bessere an Bildern und Kirchengewerten wanderte seinerzeit mit den flüchtenden Parginiern in die Fremde, und zwar zumeist nach Korfu. — Schulen gibt es in Parga zwei, eine griechische und eine türkische, jede mit zirka 60 Kindern. Die alte Tracht bei den Frauen ist fast ganz verschwunden, während die Männer der unteren Klassen der albanesischen Tracht treugeblieben sind. — Am meisten kultiviert wird der Ölbaum, dessen Ertragnis auch den einträglichsten Handelsartikel Pargas bildet; außerdem gedeihen daselbst Orangen, Zitronen, Granatäpfel und insbesondere die Zeder (*Citrus Decumana*), deren Frucht die Leute von Parga nach Triest bringen. Wenn sie daselbst keinen entsprechenden Preis erhalten, dann wenden sie sich sogar bis nach Polen, wo die Zedern für den israelitischen Ritus bei gewissen Festen Verwendung finden. In früherer Zeit besaß Parga zahlreiche Küstenfahrzeuge, welche den Handel zwischen der Ortschaft und den benachbarten Küstenplätzen und Inseln besorgten. Heute gibt es nur noch wenige Fahrzeuge, da die Küstendampfer den ganzen Handel an sich gezogen haben. In Parga befindet sich nur eine Fabrik, nämlich die vor einigen Jahren errichtete Tabakfabrik, wo bloß Schnupftabak erzeugt wird, der zumeist nach Konstantinopel wandert. Auch Österreich hat seinen Anteil an der bescheidenen Einfuhr; denn die meisten weißen Mützen aus Wollfilz kommen aus Böhmen.

Ob und welcher Ort im Altertume an Stelle des heutigen Parga lag, ob dies Toryne (Torona) war oder ob letzteres dort sich befand, wo heute das in der Nähe von Parga befindliche Porto San Giovanni liegt, darüber bestehen nur Vermutungen, welche der Verfasser in dem Schlußkapitel des ersten Bandes eingehend erörtert. Im zweiten Bande hat derselbe ein überreiches Urkundenmaterial aus den Archiven in Korfu über die Geschichte von Parga veröffentlicht, das Geschichtsforschern höchst wertvolle Daten bieten dürfte.

Wir müssen dem durchlauchtigen Verfasser schließlich Dank sagen, daß er uns dieses Schatzkästlein am Jonischen Meere erschlossen hat. Und als ein solches muß fürwahr diese Stadt nach der begeisterten Schilderung des Autors wohl betrachtet werden! „Schöner kann die Lage nicht sein: vor uns das weite, offene westliche Meer, das nur die zwei weiten Inseln Paxos und Antipaxos mit den nahen Daskaliariffen unterbrechen. Im Norden leicht hingehaucht Korfu mit den lieblichen Umrissen von Lefkimo, kaum aus dem Meere emporragend und doch schön in der Zeichnung. Im Süden die langgestreckte Küste Levkas mit dem weit sichtbaren, hochthronenden Stavrotás. Wie ein Dolch im südwestlichen Meere hinausragend, Kap Ducato, wellenumrungen; hinter uns wie eine die lachenden Abhänge von der übrigen Welt trennende Wand, das ernste, kahle Gebirge des Ayá. So abgeschlossen, so von der Natur begrenzt, konnte ein Winkel kaum sein, in welchem Jahrhunderte hindurch unter Venedigs Schutz die Keime hellenischer Freiheit loderten.“

Dr. E. Gallina

Malerische Karstwanderungen von G. W. Geßmann. Mit 96 Textillustrationen und 64 gummierten, abtrennbaren Bildmarken nach Originalaufnahmen des Verfassers. Graz 1907. Im Selbstverlage des Verfassers. Geschenk des Autors.

Wir haben schon der reizenden Bildmarken erwähnt, welche der Sekretär des steiermärkischen Landesmuseums in Graz, Herr G. W. Geßmann, nach Originalaufnahmen herstellen ließ. Derselbe hat nun zu der I. Serie der „Malerische Karstwanderungen“, welche Bildmotive aus Krain, Istrien und dem Küstenlande sowie aus Dalmatien und Montenegro vor Augen führte, einen verbindenden Text beigegeben, in der Hoffnung, durch Wort und Bild das Interesse an der Karstschönheit zu wecken und zum Besuche der genannten Gegenden anzuregen. Wir machen auf dieses sehr nett ausgestattete Büchlein aufmerksam und wünschen demselben weite Verbreitung.

Dr. E. G.

Pechuël-Loesche, Prof. Dr. E.: Volkskunde von Loango. (Die Loango-Expedition, 3. Abt., 2. Hälfte.) Mit Illustrationen, gezeichnet von A. Göring, M. Laemmel, G. Mützel, O. Herrfurth. Stuttgart (Strecker & Schröder) 1907. III, 503 S. 8^o.

Nach vierteljahrhundertlanger Pause ist nun der letzte Band des großen Werkes der Loango-Expedition erschienen, die in den Jahren 1873—1876 von der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Äquatorial-Afrikas“ ausgesandt worden war. Die volkskundlichen Ergebnisse der Expedition, deren Bearbeitung dem Verfasser übertragen worden war, sind inzwischen vielfach nachgeprüft und ergänzt worden, und so präsentiert sich das Werk als ein umso wertvollerer Grundstein afrikanischer Ethnologie. Zugleich bietet die Heranziehung und Verwertung der Resultate der allgemeinen Ethnologie eine wahre Völkerpsychologie.

Kapitel I behandelt das Wesen der Bafióti und zeigt von feiner Beobachtung der äußeren Erscheinung der Leute, ihrer körperlichen und geistigen Fähigkeiten. „Wir neigen dazu, bekleidete Menschen uns schöner vorzustellen, als sie wirklich sind. . . . Nichtsdestoweniger beruht es auf Täuschung, in Wilden immer wieder Ebenbilder von Meisterwerken der Kunst zu erblicken. . . . Von Kopf bis Fuß völlig tadellose, ebenmäßig schön gebaute Menschen haben wir unter den Bafióti ebensowenig wie unter Zivilisierten gefunden.“ Aus den reichen Beobachtungen anthropologischer Natur sei nur einiges erwähnt: Die Haare sowohl bei verschiedenen Personen als auf dem nämlichen Kopfe wachsen bald gleichmäßig verteilt, bald fleck- oder büschelweise. Dunklere Geburtsflecken sollen ausnahmslos am Kreuz und Nates vorkommen; die Hautfarbe der Neugeborenen ist hell; Veränderungen der Farbe sind indes auch sonst bei Erkrankungen unter Einwirkung von Furcht und Kälte, dann während der Menstruation zu bemerken. Interessant sind die Mitteilungen über vorübergehende Geistesstörungen, die sich in verschiedenartigster Weise äußern, sogar zu Selbstmord führen und oft durch ganz geringfügige Ursachen ausgelöst werden. Geophagie wurde bei Frauen in gesegneten Umständen und bei Kindern beobachtet. Die Sinneswerkzeuge sind allgemein wohl nicht schärfer als die der Europäer, werden nur infolge Schulung vielfach geschickter gebraucht.

Essen und Trinken werden, wie alle natürlichen Verrichtungen, wemöglich im Verborgenen oder doch abgewendet besorgt. „Ein umdrängter und angestaunter Weißer wird allein gelassen, sobald er sich zum Essen anschickt.“ Die einbeinige Ruhestellung wurde äußerst selten beobachtet. Schwimmen können bei weitem nicht alle, doch baden sie gern. Die Füße dienen so gut wie gar nicht zum Greifen. Formen der Begrüßung, Bejahung, Verneinung und sonstige Gesten werden genau beschrieben. Die Charakterzüge der Bafióti sind außerordentlich genau analysiert, wie dies eben nur bei dauernder Beobachtung und Gewöhnung der Eingeborenen an den beobachtenden Europäer möglich, und auch nur einzelnes hervorzuheben geht nicht an. Sie sind geborene Redner; es gibt eine eigene höfische Sprache neben der Gemeinsprache; außerdem besteht eine künstliche Geheimsprache einer Handelsgilde. Kriegerisch sind die Bafióti gar nicht veranlagt; es kommt ihnen nur darauf an, durch möglichst lärmende und drohende Machtdemonstration einzuschüchtern; Wortgefechte sind ungefährlicher!

In der Musik kommt das Rhythmische meist wenig zur Geltung, nur Töne und Tonintervalle machen die Musik, so daß der Satz des Fortschreitens aller Musik vom Rhythmus zu Melodie und Harmonie nicht ohne weiters gelten kann. „Am seltensten wird Musik zur Arbeit gemacht, wenigstens nicht zu schwerer Arbeit, allenfalls zu leichter, indem man sich nebenbei vergnügen will“ — eine Beobachtung, die mit der Theorie K. Büchers nicht ohne Bedenken vereinbar ist. Die trogförmigen Holztrommeln dienen einer ziemlich ausgebildeten akustischen Telegraphie; die Wandungen dieser Trommeln haben beiderseits ungleiche Dicke, so daß der Anschlag beider Seiten ein Intervall ergibt. Der primitive Bogen als Musikinstrument (geschlagen oder gezupft) kommt noch als Spielzeug vor. (Von Interesse ist eine Mitteilung, daß im Kunénegebiet verstreut lebende Eingeborene sich noch heute Mitteilungen machen, indem sie mit dem Pfeile

auf die gespannte Sehne ihres Bogens schlagen.) Eine merkwürdige Kugel-
flöte aus Ton wurde in Yūmba gefunden. Eine Reihe von Gesangstypen in
Notenbeispielen ist eine ebenso willkommene Beigabe wie eine Auswahl von
Erzählungen. Die Art der Auffassung astronomischer und meteorologischer
Tatsachen bildet den Schluß des Kapitels.

Das II. Kapitel ist der politischen Organisation gewidmet, wozu auch
die Zeugnisse alter Reisender über die Stellung des Herrschers, des Ma-
Loāngo, verwertet werden. Die Mitregentin des Ma-Loāngo, die Ma-
kūnda, die eine Fürstin sein mußte, aber weder Mutter noch Gattin des
Ma-Loāngo sein durfte, vertritt ihm gegenüber das mutterrechtliche Prinzip,
sie ist die Landes- oder „Erdmutter“ *ζατ' ἑξοχῆν*. Sobald der Ma-Loāngo
stirbt, erlöschen die Staatsfeuer, es beginnt die Zeit des rechtlosen Inter-
regnums, die Zeit drückendster Verbote, bis der Neugewählte das Staats-
feuer mittels zweier Hölzer neu erbohren läßt; der Jüngling und die Jung-
frau, die es erzeugt hatten, wurden lebendig begraben. Die freien Bewohner
eines Territoriums, das unter einem „Erdherrscher“ steht, bilden mit ihrem
Grund die „Erdschaft“. Die Häuptlinge der einzelnen Dörfer, Weiler und
Familien stehen dem Erdherrscher als Berater zur Seite; außer den Freien gibt
es Unfreie und Leibeigene.

Die Blutrache geht in der Mutterlinie und richtet sich nur gegen
wehrhafte Männer. Den Schuldigen vertritt nach außen nicht die Familie,
sondern die Erdschaft; sie hat sich nachher am Schuldigen oder seiner
Familie schadlos zu halten. Privatgrundeigentum besteht nicht; auch was
der Boden trug und das für Bodenfrüchte eingetauscht ist Gemeingut.
Der lebendige Besitz (Leibeigene, Haustiere, Eier) ist stets Individual-
eigentum. Das Nutzungsrecht des Baumzüchters vererbt sich nur auf die
Geschwister (Uterini) und Schwesterkinder, nicht weiter; dann werden sie
Gemeingut. Strafflos ist der Mundraub der Schwangeren.

Ein merkwürdiger Brauch ist das Leichenrecht, wonach die, welche
einen Großen zu beerdigen haben, alle auf ihrer Erde Betroffenen und dem
Leichenzug Begegnenden mit Ausnahme gewisser Personen zur Ablieferung
der Hälfte der mitgeführten Habe nötigen dürfen. Gewisse schwere Ver-
brechen gelten als Verletzung der Erde und ziehen Verbote (*tschina*) nach
sich, welche die ganze Erdschaft treffen; sie werden ex offio verfolgt, während
sonst „Rechtssachen Privatsachen“ sind; und vor dem „Erdgericht“ geht es
in der Regel auf Leben und Tod. Doch wird Strafaufschub gegen Bürgen-
stellung bewilligt; der Verbrecher kann sich dann oft dank des ausge-
dehnten Asylrechtes salvieren, der Bürge hat bloß Reugeld, Kosten und
Sühnopfer zu zahlen. Wer nicht zahlen kann, wird Leibeigener; diesen geht
es indes kaum schlechter als den Freien, sie haben noch Erdrechte, ja sie
können selbst wieder Hörige haben. Der Leibeigene ist rechtlos, nur
fliehen kann er.

Über religiöse Vorstellungen gibt Kapitel III Aufschluß. *Nsāmbi* hat
Gewalt über alles, vielleicht ist er auch Schöpfer. Jetzt kümmert er sich
nicht mehr um die Menschen, daher es auch keinen Kultus für ihn an sich
gibt. Er ist auch kein „Weltgott“ in unserem Sinne, es ist nur „ihr
Nsāmbi“; auf Missionseinfluß ist dieser Theismus nicht zurückzuführen, denn
Nsāmbi ist älter und verbreiteter als die Missionstätigkeit. Auf *Nsāmbi*

geht noch das große religiöse *tschina* zurück, das dem religiösen Tabu Polynesiens entspricht. Obwohl er sich von der Erde und den Menschen zurückgezogen hat, hat er doch ein Etwas zurückgelassen, das nun als Inbegriff der Erdkraft, des Werdens und der Fruchtbarkeit verehrt wird. Mit Fetischismus hat dies alles nichts zu tun. Mit dieser Verehrung hängt eng zusammen die Vorstellung von der Heiligkeit der Erde; an den Verehrungsstätten brannten einst die Staatsfeuer, deren Hüter zugleich Schmiede waren; die heiligen Stätten sind schlichte Bauten ohne Beiwerk; wo solches sich findet, ist es schon Zeichen des eindringenden Fetischismus. Auch der Hüter, Priester, ist von dem Fetischmeister streng zu trennen. Fetische werden nicht verehrt und es wird ihnen auch nicht geopfert. Gestirn- und Phallusdienst wird nicht getrieben.

Im Menschen sind zweierlei Leben, das körperliche und das geistige; ersteres endigt mit dem Tode, letzteres besteht fort. Das, was den Körper beim Tode verläßt, besteht aus der Seele, die persönlich weiterlebt und völlig oder abgeschwächt die irdische Eigenart beibehält, und zweitens aus dem gesamten geistigen Vermögen, der Potenz, „einer Fortdauer der Vorfahren in den Nachkommen“, das, trotz Mutterrecht, in der männlichen Linie überliefert wird und die Vererbung eines Bestandteiles des persönlichen *tschina*, die Totemzugehörigkeit, nach sich zieht. Schweifende Seelen, die nicht oder noch nicht in das Totenreich eingegangen sind (weil unverorgt, weil das Leben ihres Trägers gewaltsam verkürzt worden ist, oder weil sie einfach schlecht sind), hausen in Luft, Gras, Wald, in Wegen, Bäumen, Felsen usw. Also alle „Geister und Gespenster nach unserer Auffassung“ sind Seelen (von Menschen oder Tieren); Elementargeister kennen die *Bafióti* nicht. Mannigfach sind diese Spukgestalten. Vorzeichen werden streng beachtet bei jedem Unternehmen und zahllos sind die Vorschriften des „Aberglaubens“. Zufall ist unbekannt; stirbt jemand plötzlich, gewaltsam oder eines schlechten Todes, so verlangt es das Kausalitätsbedürfnis, daß jemand daran schuld sei; daher die vielen Hexenprozesse. Der Verdächtige muß sich der Giftprobe unterwerfen. Berüchtigte Hexen können Menschen einfangen und irgendeinem unverdächtigen Gegenstand einverleiben oder sich selbst leibhaftig in Tiere verwandeln.

Der Fetischismus (Kap. IV), der das ganze Leben der *Loāngo*-Leute durchdringt, bezweckt „Kräfte zu meistern und Eigenschaften zu erlangen, die Widriges abhalten und Wünschenswertes fördern“. Dies kann durch Anwendung des gleichen oder entgegengesetzten Mittels erfolgen. Ein ausgebildetes Fetischsystem erfordert gelernte Vertreter; die untere Stufe des Fetischismus (z. B. Sympathiezauber, Kopffjagd) ist jedem einzelnen zugänglich. Die Definitionen des Verf. von „Fetisch“ und „Götze“ seien, als von allgemeinem Interesse, wiedergegeben:

„Ein Fetisch ist ein künstlich hergerichteter Stoff und tragbarer Gegenstand, dem unter zauberischen Gebräuchen eine bestimmte, dem Eingeweihten verfügbare Kraft einverleibt worden ist, welche Kraft mit dem Stoffe und dem Gegenstande vernichtet wird.“

„Ein Götze ist der gegenständliche Vertreter einer göttlich oder mindestens geistig gedachten, keinem Menschen dienstpflichtigen

Macht, deren Fortbestehen durch Vernichtung des Gebildes nicht berührt wird.“

Kunsterzeugnisse, solange sie nicht mit Kraft geladen sind, sind daher keine Fetische, noch auch Ahnenbilder. Der Kunsttrieb schafft vieles ohne tiefere Absicht. Das äußere Zeichen der Ahnenverehrung ist nicht das Bild, sondern die Erinnerung wird naiver in dem Bindegliede bewahrt, das die Abkunft veranschaulicht, im Merkmal des Erzeugers; das Zeichen war ein Holz, Knüttel, ein Erdstab; an den vorstellenden Hauptteil mag ja gelegentlich eine ganze Gestalt angefügt worden sein.

„Selbst für die angesehensten Zauberbilder gibt es keinen Kultus, sondern lediglich Gebrauchsvorschriften.“ Ein Verstoß dagegen kann den Fetisch entkräften. Aber wirklich mächtig macht den Fetisch erst das Vertrauen der Menge in seine Kraft. Privatfetische wirken bei Befolgung der Vorschriften automatisch, bei Gerichtsfetischen und anderen Fetischen ersten Ranges müssen in jedem einzelnen Falle — eventuell durch Beschwörungen — erst die Kräfte entbunden und dirigiert werden.

Außer künstlich erzeugten Fetischen können allerlei Dinge auch infolge glücklicher Fügungen oder aus sonstigen Ursachen Wert als Talismane erlangen.

Sowohl unter den Zaubermeistern als unter den Arzneimeistern, die nur dem Heilberuf obliegen, ist ein wahres Spezialistenwesen ausgebildet.

Die Hexenprozesse kann man nicht als reine Gottesgerichte betrachten; da *Nsāmbi* die Hexen, wie alle Wesen, einfach gewähren läßt, muß man während der Giftprobe ihre bösen Künste durch noch stärkere Fetische abwehren.

In dem persönlichen *tschina*, das ursprünglich sich auf Fleischverbote und „sozusagen Wappentiere oder Symbole“ erstreckte und das, wie erwähnt, vom Vater vererbt wird, steckt zweifellos ein totemistisches Element. „Die Sippen (auf mütterrechtlicher Grundlage) waren politische und nicht zum wenigsten auch religiöse Körperschaften. Sie deckten sich einst vielleicht mit den Erdschaften. . . . Die Mutterschaft wird offenkundig. Aber die . . . Vaterschaft. . . ., die Ahnenreihe bedurfte des kennzeichnenden Symbols. Und dieses gleich einem Wappen den Kindern zugestandene Merkmal bedeutet (vgl. Männerkindbett) rechtliche Anerkennung . . . durch den Erzeuger.“ Totemismus ist somit „der Glaube an Beziehungen zwischen gewissen zu Symbolen erhobenen Arten von Lebewesen, Gegenständen oder Erscheinungen und gewissen Gruppen von Menschen, die durch ihre (stets vom Vater ererbten) Satzungen zu. . . mit Heiratsverboten belegten Gemeinschaften verbunden sind. Enthaltung des Symbols, wenn es darnach geartet ist, wird meistens streng, Schonung beliebig, Verehrung gar nicht geübt“ — durch Betonung der Vererbung in der Vaterlinie eine von den bisherigen Theorien erheblich abweichende Definition, die insbesondere mit dem Begriff des australischen Totemwesens schwer vereinbar scheint.

Friederici, Dr. Georg, Die Schifffahrt der Indianer. (Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde I.) Stuttgart (Strecker & Schröder) 1907. VII, 130 S. 8°. 4 Mark.

Hauptmann a. D. Friederici, dessen voriges Jahr erschienene Doktor-dissertation „Skalpieren und ähnliche Kriegsgebräuche in Amerika“ beste Aufnahme gefunden hat, veröffentlicht nun eine gleich gründliche, von außergewöhnlicher Literaturbeherrschung, insbesondere der historischen Literatur zeugende Abhandlung aus dem gleichen Kulturkreise. Beweis dessen ist das 20 kleingedruckte Seiten bedeckende Quellenverzeichnis, an sich eine wertvolle Bibliographie auch für andere Studien. Mit dem Autor bedauern wir, daß das Manuskript der zur Arbeit gehörigen Anmerkungen in Verlust geriet. Ein kurzer Überblick der einzelnen Abschnitte diene zur Orientierung, worüber die Arbeit Aufschluß gibt. Im ersten Kapitel, das der Beanlagung des Indianers für die Schifffahrt gewidmet ist, handelt der Verf. über eifriges Baden, gutes Schwimmen, Orientierungssinn (Kartographie) und astronomische Kenntnisse der Amerikaner. In der Behandlung der Schiffstypen kommen zuerst die Flöße (aus Binsen, Kalabassen, Tierhaut, Balken, Bambus etc.), bei den alten Peruanern auch mit Segeln ausgerüstet, dann das Rundboot aus Bison- (Rinds-) Haut, der unabhängige Nachfolger des mesopotamischen; das Kanu, unter dem Friederici speziell jedes Rindenboot verstanden wissen will und das über ganz Amerika verbreitet ist; das Fellboot, welches stets auf Eskimoeinfluß zurückgeht; die *canoa*, „der einfache amerikanische Einbaum“; die *piragua* (franz. *piroque*), eine *canoa* mit aufgesetzten Bordwänden aus Planken — und von all diesen Typen werden Verbreitungsgebiet und Lokalvariationen genau erörtert. Was das Rudergeschirr anbelangt, so ist nur *pagajen* und *staken* sowie *treideln* amerikanisch; das europäische Ruder war ursprünglich unbekannt. Bemerkenswert ist, daß Frauen häufig die Steuer-Pagaje führten, und zwar, wie alte Berichte zeigen, ziemlich despotisch — ein Beweis für die nicht so niedrige Stellung der Frau in Altamerika. Segel kannten zweifellos zur Zeit der Konquista die Inkaperuaner, sehr wahrscheinlich auch die Maya, vielleicht die Kariben; dagegen nicht die Azteken. Hindernisse der Entwicklung der Schifffahrt waren insbesondere im Antillenmeere die starken Strömungen die berüchtigten Hurikane, auf den Flüssen die ungezählten Stromschnellen und gefährlichen Tiere. Die auf diesen natürlichen Hindernissen beruhenden abergläubischen Bräuche der Indianer streift der Verf. nur mit wenigen Worten; da er sicher reiches Material darüber gesammelt hat, hoffen wir, daß er uns bald über dieses Thema näher unterrichtet. Das Kapitel „Das Boot im Frieden“ veranlaßt einige Bemerkungen über Fischerei und Wasserjagd, dann interessante Mitteilungen über Handelswege und Handelswaren, über Wassersiedlungen. Es folgt ein Abschnitt „Das Boot im Kriege“ und zuletzt einige Worte über Bootbestattung.

Die verdienstliche Arbeit ist das erste Heft einer neuen Serie von Publikationen, welche die jetzt auf dem Gebiet der Länder- und Völkerkunde so tätige Verlagsanstalt Strecker & Schröder in Stuttgart unter der bewährten wissenschaftlichen Leitung von Dr. Georg Buschan heraus-

gibt. Die Liste der Mitarbeiter enthält Namen, die für den Wert auch der zu erwartenden weiteren Hefte sprechen. *L. Bouchal*

Edgar G. Murphy, *Problems of the Present South*. New-York 1905. Macmillan. XI u. 335 S. Preis 1.25 \$.

An dem erstaunlichen Fortschritte, den die Vereinigten Staaten in den letzten Jahrzehnten durchmachten, hat der Süden, trotz seiner großen Fruchtbarkeit und reichen Bodenschätzen, nur einen geringen Anteil gehabt; Gardner untersucht die Ursachen dieser Erscheinung, die in den politischen Zuständen, der Wirtschaftsweise und nicht zuletzt auch in der Eigenart der Bevölkerung zu suchen sind. Die Negerfrage wird dabei eingehend betrachtet, da von ihrer weiteren Gestaltung die Zukunft der ehemaligen Sklavenstaaten am meisten abhängig ist. *Fehlinger*

Fraser M. A. C., *Land und Settlement in Western Australia*. Perth 1905. W. A. Watson. XI und 190 S. Mit 2 Karten.

Die Schrift enthält eine ausführliche Darstellung der Siedlungsgebiete Westaustraliens und seiner wirtschaftlichen Produktion, insbesondere der aufstrebenden Agrikultur, die freilich an Bedeutung noch weit hinter dem Bergbau zurücksteht. Die beigegebenen Karten bringen wirtschaftsgeographisch wichtige Tatsachen zur Veranschaulichung; doch sind sie, ebenso wie die Illustrationen, recht mangelhaft ausgeführt. *Fehlinger*

M. Fishberg, *Materials for the Physical Anthropology of the Eastern European Jews*. Published under the Auspices of the Am. Ethnol. Soc. Lancaster 1905. The New Era Printing Co. 146 S. Preis 75 Cents.

Auf Grund eigener Beobachtungen und des Studiums eines reichhaltigen, von anderen Forschern gesammelten Materials kommt Fishberg zu dem Ergebnis, daß der physische Typus der osteuropäischen Juden allenthalben jenem der umwohnenden nichtjüdischen Völker sehr ähnlich ist, wenn auch einzelne Rassencharaktere sie noch mehr oder minder deutlich von diesen unterscheiden lassen. Die am wenigsten mit fremden Elementen vermischten Juden weisen eine viel nähere Verwandtschaft mit westasiatischen Völkern, den Armeniern, Türken etc. auf als mit den heutigen Semiten, die eine ganz andere Rasse repräsentieren. — Der Verfasser ist bemüht, seine Aufgabe mit größter Sachlichkeit zu erledigen, so daß das Buch allen gute Dienste leisten wird, die sich mit den vielumstrittenen Fragen der Anthropologie Europas befassen. Als Anhang ist ein fünf Seiten umfassendes Verzeichnis einschlägiger Schriften beigegeben. *Fehlinger*

Parkinson R., *Dreißig Jahre in der Südsee*. Herausgegeben von Dr. B. Ankermann. Stuttgart, Strecker und Schröder, 1907. Lieferung 16—28 (Schluß) à 60 h.

Anschließend an unsere auf S. 504—506 dieser „Mitteilungen“ gegebene Übersicht des Inhalts der früheren Hefte folge hier ein Überblick über die Schlußlieferungen dieses wichtigen Werkes. Im Abschnitt über die deutschen Salomon-Inseln sind einige dem Thema der „Arbeiteranwerbung“ gewidmete Seiten von Belang, die geeignet sind, dem vielfach gegen diese Institution noch heute herrschenden Vorurteil zu begegnen. In der heutigen Form ist die Anwerbung für die Eingeborenen sicher nicht nachteilig.

Die Tatsache der Verbreitung von Webeapparaten auf Nuguria (Abgarris-Insel), Ta'u'u (Mortlock- oder Marqueen-Insel) und Nukumanu (Tasman-Insel), die sich in das Vorkommen in den Karolinen einerseits und in Santa Cruz — Tikopia andererseits gut einfügt, gibt dem Verfasser Anlaß, seine Ansicht über die Besiedlung Polynesiens und Melanesiens darzulegen. Die Einwanderung der Zentralpolynesier erfolgte nach seiner Meinung, die wohl jetzt als die wahrscheinlichste betrachtet werden kann, über Mikronesien. Die heutigen Mikronesier sind nach Parkinson dagegen erst ein Produkt der Vermischung einer zweiten, aus Indonesien gekommenen Welle, die nach Osten nicht über die mikronesischen Inseln hinausging, mit den dort bereits angesiedelten Polynesiern. Daher die vielen an indonesische erinnernden Typen Mikronesiens. Und diese zweite Welle pflanzte sich, den Webstuhl mitführend, über die eben genannten Inseln bis zu den Neuen Hebriden fort und hat Spuren in Neumecklenburg und den diesen vorgelagerten Außeninseln hinterlassen; auf den kleinen Inseln ganz im Westen (bis Ninigo) haben sich noch Reste bis heute erhalten. Daß die erste polynesisch-Durchwanderung nicht über Neuguinea führte, sucht Parkinson damit zu belegen, daß sonst die Polynesier von dort die Kenntnis der Töpferei und des Bogens als Kriegswaffe wohl mitgenommen haben würden. Referent möchte bemerken, daß wir vor diesem mikro-polynesischen Zuge noch zwei große Einwanderungsepochen für Melanesien vorangehen lassen müssen: eine vormalaiische Einwanderung, die, der Südküste Neuguineas folgend, Bogen und Pfeil nach Melanesien (Ost-Neuguinea, Salomon-Inseln, Neuhebriden) brachte, und eine frühmalaiische, die, der Nordküste Neuguineas entlang gehend, besonders sprachliche Einflüsse in Nord- und Ost-Melanesien geltend machte (vgl. Foy, Führer durch das Museum für Völkerkunde der Stadt Köln, 1906, S. 59f.).

Ein besonderer Abschnitt ist den Geheimbünden, Maskentänzen und dem Totemwesen in Melanesien gewidmet (S. 565—680). Irgendwelche Details aus den reichen Beobachtungen des Verfassers hier hervorzuheben, ist unmöglich; nur möchte ich nachdrücklich hinweisen, daß Parkinson wohl mit Recht in den Geheimbünden keinerlei religiöse Motive zu erkennen vermag. Es sind auf Männer beschränkte Verbindungen, deren Gebräuche von Nichtmitgliedern und Frauen streng geheim gehalten werden, die aber den Mitgliedern nur soziale und insbesondere materielle Vorteile sichern; die Form der Geistererscheinung wird nur der Öffentlichkeit gegenüber gezeigt. Den Totemismus erklärt Parkinson als eine Begleiterscheinung des Frauenraubes, als ersten Stadiums der Ehe (nach Erkenntnis der schädlichen Folgen der Promiskuität innerhalb der Gruppe): jede Frau mußte sichtlich gekennzeichnet sein, um dem raubenden Mann des Stammes A zu versichern, daß er im fremden Stamme B nicht ein Mädchen raube, das

einer seinem eigenen Stamme A einst geraubten Frau entstammt; denn damit wäre die als schädlich erkannte Inzucht wieder nicht vermieden. Abgesehen von der übrigens nicht notwendigen Voraussetzung ursprünglicher Promiskuität, die wir wohl ablehnen möchten, erklärt diese Theorie nicht jene Formen des Totemismus, wo dieser sich nicht äußerlich manifestiert. Im deutschen Gebiet geht die Totemzugehörigkeit in der Regel von der Mutter auf die Kinder über.

Abschnitt IX bringt eine große Zahl Sagen und Märchen, Abschnitt X sprachliche Beiträge, und zwar: 1. zur Sprache der Küstenbewohner der Gazellehalbinsel, 2. zur Sprache von Neulauenburg, 3. zum Baining, 4. zur Sulka- und 5. zur Nakanaisprache. 1, 2 und 5 sind nach Wortschatz, Pronomen und Numerale melanesische Sprachen, gehören also zur großen malaio-polynesischen Gruppe, 3 und 4 sind Papuasprachen, die bei 4 angeführte 0-Mengensprache ist dagegen eine melanesische, wenn auch sehr stark papuanisch beeinflusste; P. Müller hat über sie im „Anthropos“ (II. Bd.) einen Artikel geschrieben.

Der letzte Abschnitt behandelt die Entdeckungsgeschichte des im Werke behandelten Gebietes.

1. Dezember 1907

L. Bouchal

Druckfehlerberichtigung für Seite 183

Zeile 17 von oben lies: Appalachen, des Felsengebirges

„ 21 u. 22 „ „ statt: Die Eisgruben lies: Der Gebirgsstufenbau

„ 23 „ „ „ Kipel lies: Riegel

„ 27 „ „ „ vermischen lies: verwischen

Zur Notiz

Das Verzeichnis über die den Mitgliedern der K. K. Geographischen Gesellschaft eingeräumten Fahrpreis- und Hotelbegünstigungen wird künftig nur einmal im Jahre, und zwar stets in dem **ersten** Hefte der „Mitteilungen“ erscheinen. Das nächste Verzeichnis wird daher im Hefte Nr. 1 der „Mitteilungen“ pro 1908 veröffentlicht werden. Dagegen werden allfällige Änderungen, Ergänzungen oder neue Begünstigungen in Form von Nachträgen sofort bekanntgegeben werden.

2. Nachtrag

Bad Eilsen in Schaumburg-Lippe. Vom Herrn **Dr. Christoph von Hartungen jun.** wurde den Mitgliedern in seinem Sanatorium bei einem Aufenthalte von vier Wochen ein 20%iger Nachlaß gewährt.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1906

Band/Volume: [50](#)

Autor(en)/Author(s):

Artikel/Article: [Literaturbericht 654-666](#)